

Leo Hoffmann

DAS  
KLEINE  
GELBE  
HAUS

Mit Bildern von Claudia Burmeister





**In einem Garten** in einem tiefen Tal  
stand einmal ein kleines gelbes Haus.

Vor seinen Fenstern hingen grüne Fensterläden.

Sein Dach war hoch und spitz. So hoch und so spitz,  
dass sich die Wolken ihre Bäuche daran aufritzten.

Dann regnete es auf seine rostbraunen Dachziegel.

Es regnete oft.

Das mochte das Kind in seinem Zimmer unter dem  
Dach überhaupt nicht!

Aus seinem Giebelfenster beobachtete es, wie die  
Regentropfen auf den rostbraunen Wellen der Ziegel  
Fangen spielten und glucksend in die Dachrinne  
sprangen.

Es sah nicht, dass da Wasserwellen über Ziegelwellen  
liefen. Wellen über Wellen, Schicht auf Schicht –  
wie bei einer Torte. Es sah nur, wie die nächste  
grauschwarze Wolke voller Feuchtigkeit gezogen kam.  
«Mistwetter», schimpfte es.

Und «warum regnet es immer hier auf unser Haus?»





«Es regnet», dachte sich das kleine gelbe Haus,  
«damit die Blumen in den Beeten unter meinen  
Fenstern wachsen und das Gemüse im Garten  
Farbe bekommt!»

Und das tat es auch: Dunkelorangefarbene  
Karottenwurzeln gruben sich in die schwarzbraune  
Erde, die Sellerieknollen plusterten sich auf,  
Kopfsalatköpfe prahlten mit ihrem Grün und die  
Kohlrabiblätter ließen sich vom Wind schaukeln.



Ein Holzzaun umgab das kleine gelbe Haus und seinen Garten. Abends kamen die Tiere des Waldes an diesen Zaun. «Wie schön du bist! Es muss großartig sein, in dir zu wohnen», rührten die Hirsche und schüttelten ihre Geweihe hinter den Latten. Die Karnickel huschten nachts über den Rasen, wackelten mit ihren Löffeln und überlegten sich, wie gut ein Bau in diesem Bau wäre. Die Wühlmäuse wühlten sich bis an das Fundament des kleinen gelben Hauses: «Hier zu hausen wäre ein Traum», piepsten sie. Doch das Fundament gab ihren scharfen Zähnen und ihren spitzen Krallen nicht nach und sie mussten wieder abziehen, zurück in den Wald.







Spechte, Meisen und Waldschnepfen schwirrten über das Giebeldach: «Kiwitt», riefen die Kiebitze und «turr, tuu» die Turteltauben, «turr, tuu – wie gemütlich bist du!» Doch der Giebel war zu spitz für ihre Nester, der Schornstein zu schmal für die struppigen Bauten der Störche, die versuchten auf ihm zu nisten.

Es war schön, wie es war, für das kleine gelbe Haus. Vor allem, wenn die frisch aufgeworfenen Schollen der Felder ringsum in der Sonne vom Morgentau glitzerten. Wären da nicht die Nesseln gewesen, die sich im Gemüsegarten ausbreiteten und das Springkraut, die Disteln, der Ampfer, das Rispengras ... Das kleine gelbe Haus freute sich an ihren Blüten, die Mutter aber zerrte sie aus dem Boden mitsamt den Wurzeln: «Ein Kreuz ist das mit euch! Kein Beet lasst ihr in Ruhe!»

Sobald die ersten Schneeflocken aus den  
Wolkenbäuchen auf das Haus rieselten  
und seine Dachrinnen angenehm kühlten,  
begann auch der Vater zu schimpfen:  
«Es ist zu weit bis zur Straße. Diese ewige  
Schneeschippererei bricht mir noch  
das Kreuz!»

Das kleine gelbe Haus verstand seine  
Menschen nicht mehr: Auf keinen Fall  
hatten sie Straßenlärm gewollt.  
Sie hatten einsam zwischen Wald  
und Feld hausen wollen.

«Ödes Kaff», stöhnte die Mutter.  
«Alle anderen haben's kürzer  
zur Schule», beschwerte sich das Kind.  
«Platz haben wir auch zu wenig»,  
jammerten Vater und Mutter und Kind,  
wenn sie über die Gummistiefel in der Garderobe  
stolperten.









## Da begann auch das Haus

sich unwohl zu fühlen. Plötzlich störte es sich daran, dass der Bauer die Felder ringsum mit Gülle düngte. Schwarzbraune Düfte zogen in alle seine Ritzen.

«Andere können sich ja die Nase zuhalten und ins Haus gehen», schniefte es, «aber ich?»

Es versuchte, sich den Gestank vom Hals zu halten:  
Es zog sein Dach tiefer, es schloss seine Läden,  
es duckte sich hinter die Böschung.

Umsonst!

Auch die Sommersprossen aus Schimmel, die auf seiner Nordseite wuchsen, fand es nicht mehr so hübsch wie früher. Schließlich störte es sogar der Sonnenuntergang:

«Jeden Abend die Sonne von derselben Seite,  
das hält ja kein Haus aus!»

Da beschloss es auszuziehen.

Eines Tages, als das Kind in der Schule war, der Vater beim Einkaufen und die Mutter bei der Arbeit, packte es sein Dach samt Schornstein, klappte seine grünen Läden zu, um die Fensterscheiben vor Rissen zu schützen, zog vorsichtig Rohre und Leitungen aus dem Untergrund, kappte die Stromversorgung und hebelte sein Fundament aus dem Boden.



Mit Holpern und Stolpern bewegte es sich die Böschung hinauf und stieg auf den nächsten Hügel. Oben blickte es sich um. Es sah weit über das Land. Unter ihm lagen Getreide- und Kartoffelfelder. War da Platz für ein Haus? Nicht wirklich. Dahinter blühten Obstplantagen mit Apfelbäumen, Zwetschgen- und Birnbäumen. Mmh, dort würde es im Frühjahr duften und im Herbst würden die Apfelbäckchen sich rot in seinen Fenstern spiegeln. Doch zwischen den Stämmen und Stämmchen war es zu eng für ein Haus. Wohin nur?

Im Osten breiteten sich Laubbäume über die Hügel aus. «Die Tiere fanden mich immer schön», überlegte das Haus – und rumpelte in Richtung Wald.

Dort angekommen wand es sich zwischen Buchen und Birken hindurch, streifte ein paar Eiben, schreckte eine Karnickelfamilie auf und fand schließlich auf einer Lichtung zwischen alten Eichen den perfekten Platz, um sich niederzulassen.

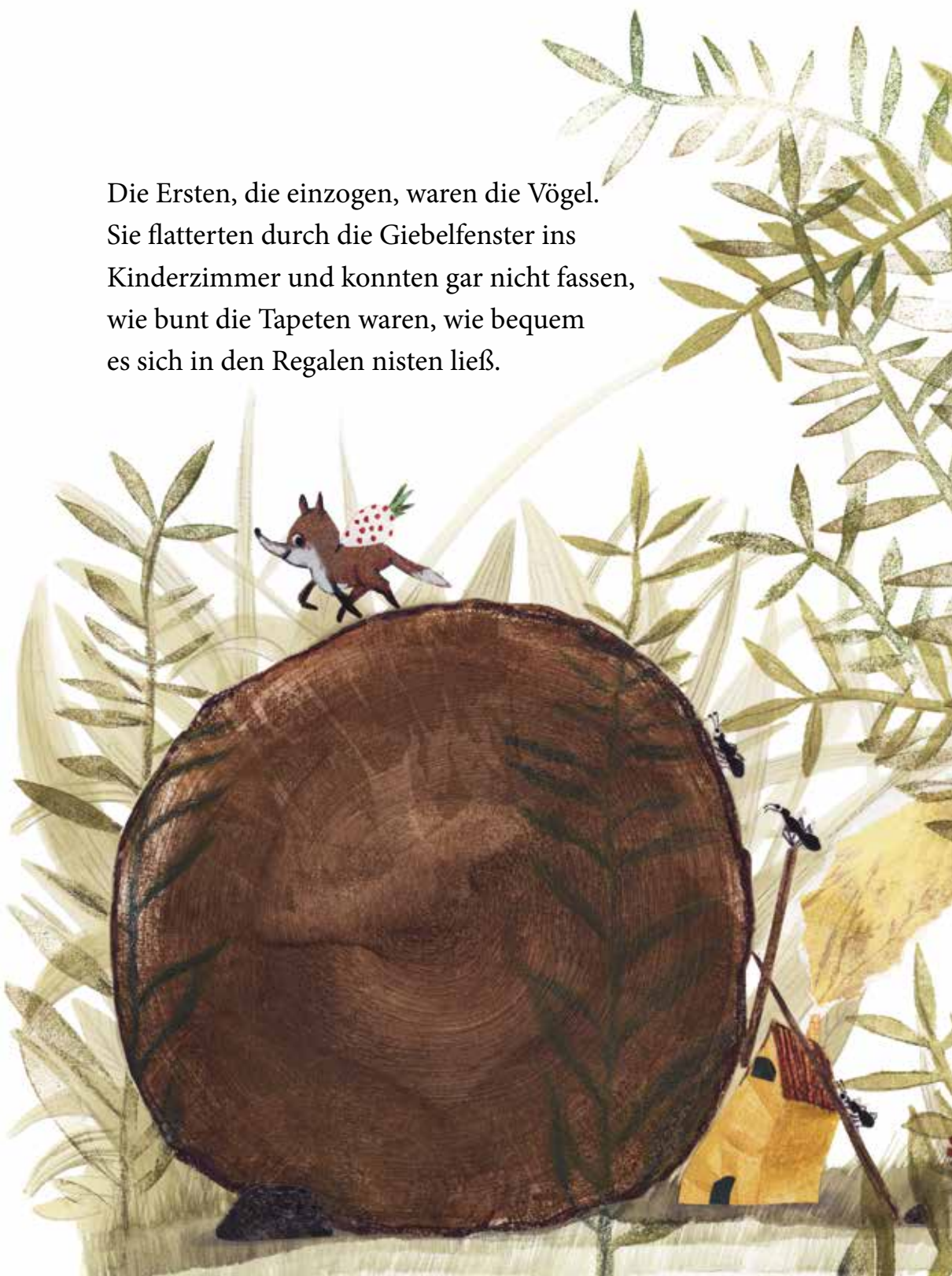
«Uff!», öffnete es seine Läden und sah in die Runde. Sonnenstrahlen malten helle Flächen auf seine Wände, auch auf die Sommersprossen. Büschel aus weißem und grünem Waldgras lagen wie eine angenehme Matratze unter seinem Fundament, nicht zu hart, nicht zu weich.

Am Grund einer nahen Schlucht murmelte ein Bach. Es klang wie Musik!





Die Ersten, die einzogen, waren die Vögel.  
Sie flatterten durch die Giebelfenster ins  
Kinderzimmer und konnten gar nicht fassen,  
wie bunt die Tapeten waren, wie bequem  
es sich in den Regalen nisten ließ.





«Wir-sind-so-frei», zwitscherten die Drosseln.  
«Komme-schon, komme-schon», sang der Star  
auch noch, als er sich längst auf dem Kopfkissen  
niedergelassen hatte.  
Das Haus lächelte – zum ersten Mal seit langem.





Dann kamen die Hirsche, angeführt von einem mächtigen Bock. 16 Enden zählte sein Geweih. Erschrocken duckte sich das Haus, da drückte der Rudelführer schon seine Schnauze weich auf die Türklinke – so weich, dass das Haus gar nicht anders konnte, als ihm zu öffnen. Während die Hirschkühe das Wohnzimmer bewunderten, sprangen die Hirschkälbchen die Holzterrasse hinauf und hinunter, dass es nur so klapperte. Nachdem sie den Teppich und das Sofa beschnuppert hatten, beschlossen die Hirschkühe zu bleiben: «Gemütlich ist es in dir», schnauften sie. «Die Kälbchen werden es wärmer haben als draußen!» Also rührte der Sechzehnjährige sein Okay.



Nach den Hirschen suchten die Rehböcke mit ihren Gattinnen sich ein trockenes Plätzchen. Die Karnickel besiedelten die Gummistiefel in der Garderobe und die Wildschweine fühlten sich in der Küche geradezu sawohl. «Wussten wir doch», piepsten die Wühlmäuse, die sich unter der Treppe einrichteten, «dass du das vollkommene Haus für uns bist».





So viele Komplimente erhielt das kleine gelbe Haus,  
dass es aus seinen Fenstern nur so strahlte. Plötzlich  
war es für alle gut genug und noch besser.  
Leben erfüllte es von der Diele bis unters Dach.  
Es herrschte ein tierisches Kommen und Gehen,  
Flattern, Fliegen und Klappern, Schleichen, Huschen,  
Trippeln und Tapsen ...  
Langeweile? Keine Spur!









## Doch es begann zu riechen.

Nach den wilden Äpfeln, die den Hirschikälbchen unter den Schrank gerollt waren und nun faulten. Nach dem feuchten Heuhaufen, den sie in der Küche aufgetürmt hatten, damit sie nachts zum Fressen nicht noch einmal rausmussten. Und – es muss leider gesagt sein – nach Mäusekot und Hasenkötteln, nach Hirsch- und Rehlosung, nach Marderacke und Würstchen vom Fuchs. Die Tiere machten hinter sich nicht sauber. Am schlimmsten waren die Mehlschwalben: Sie hinterließen lange Spuren auf den gelben Hauswänden. Nur die Wildschweine gingen nach wie vor im Wald aufs Klo.

Die Tiere räumten auch nicht auf.

Im Gegenteil!

Die Igel brachten immer mehr Laub, Erde und Gräser in das kleine gelbe Haus. Den Vögeln reichte ihr Nistmaterial ebenfalls nicht aus: Ästchen, Moos, Halme und Büschel von Tierhaaren bedeckten bald die Holzböden, die Regale, die Schränke, Betten und das Kanapee. Niemand saugte Staub, fegte oder wischte. Zudem vergaßen sie dauernd, die Haustür zu schließen: Das Haus fröstelte. Es bekam kalte Füße. Dass die Eichen ihr Laub in seine Regentrinnen geworfen hatten, war ebenfalls unbehaglich: Das Regenwasser konnte nicht ablaufen. Das Haus bekam Schnupfen.



Aber es war ein so liebenswertes wie liebenswürdiges Haus, ein geduldiges Gebäude und hielt daher den ganzen Winter über die Tiere warm. Doch als im Frühling die Jungvögel im Kinderzimmer schlüpfen und tagaus, tagein um die Wette «Wurm her! Wurm her!» piepsten, bekam es Kopfschmerzen im Giebel. Kaum waren die Vögel flügge, fiepten die nackten Wühlmäuse unter der Treppe um die Wette: «Hunger, Hunger!» Das Haus bekam Migräne. Gleichwohl hielt es still. Erst als der Specht Löcher in sein Fachwerk hackte, um sich eine größere Nisthöhle zu bauen, entschied es: «Es muss sich etwas ändern!»



Eines Tages, als alle Vögel ausgeflogen und die Wühlmäuse auf einem Familienpicknick waren, als das Hirschrudel eine nahe Senke erkundete und die Wildschweine im Rübenacker wühlten, packte es sein Dach samt Schornstein, klappte seine grünen Läden zu, um die Fensterscheiben vor Rissen zu schützen, hebelte sein Fundament aus dem Waldboden und machte sich auf den Weg.

Es wusste genau, wohin es wollte: zum See. Sich waschen!

Es folgte dem Bachlauf, dem es von der Eichenlichtung aus gelauscht hatte. Nach einigen Kehren und Windungen erreichte es, wonach es sich geseht hatte: Wasser! Umgeben von Schilfrohr lag vor ihm eine silbern glänzende Fläche, über die eine Herde Schäfchenwolken zog. Verdutzt blickte das Haus darauf, bis es verstand: Der Himmel spiegelte sich in diesem ruhigen, klaren Teich.

«Fein!», seufzte es und schob sich langsam ins Nass. Wie gut das tat!